Grazziella Predoiu
Temeswar

„[…] Sich wo auch immer zu Hause fühlen, sich aber nirgendwo zu Hause fühlen […]“.[1]Ein Leben im Dazwischen: Zu Melinda Nadj Abnjis Roman *Tauben fliegen auf*

Abstract: **Pigeons fly on**, an intercultural novel written by a migrant author, is guiding the reader through the world of Vojvodina and Switzerland. On the one hand, the arrival in a foreign country was achieved with the opening of the Caféteria, on the other hand it is threatened by the discontent and the recurrent thought that they still have no human destiny. The main protagonist finds her identity in the threshold space, the “third place” after being wiped out between her old homeland and her new homeland. The metaphor of the flying dove, which suggests the connection to the familiar childlike world and serves as a bridge between the language worlds, can be traced back to the moving situation of the figure in Switzerland, which is home to the hybrid creature “hybrid beings” everywhere and nowhere.
Keywords: Home, emigration, strangeness, xenophobia, language, identity, third place.

1. Einleitende Bemerkungen

Melinda Nadj Abonji, eine schweizerische Autorin mit ungarischen Wurzeln, gewann 2010 sowohl den Deutschen Buchpreis als auch den Schweizer Buchpreis mit dem Roman **Tauben fliegen auf**, welcher das Schicksal der Migranten und deren versuchtes Ankommen in der Fremde thematisiert. Die Autorin wanderte im jungen Alter gemeinsam mit ihren Eltern aus der Vojvodina in die Schweiz aus, erwarb die deutsche Sprache und studierte in Zürich Germanistik und Geschichte. Nadj Abonji gehört wie Cătălin Dorian Florescu, Aglaya Veteranyi, Francesco Micieli einer in der Schweiz als Secondos bekannten Generation an. Der Begriff wurde ursprünglich für die italienischen und spanischen Gastarbeiter der 1960er und 1970er Jahre verwendet und bezieht sich auf die zweite Generation von Migranten, die in der Schweiz geboren oder

[1] Das Zitat ist dem Roman **Tauben fliegen auf** (Nadj Abonji 2017: 160) entnommen. Für weitere Zitate aus dem Text wird das Kürzel **T** eingesetzt.

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

als Kinder eingewandert sind und deren Eltern ausländische Wurzeln haben (Rothenbühler 2004: 59 – 79). Die Protagonisten ihres transnationalen Romans sind Nomaden, Grenzgänger und Auswanderer, Frauen und Männer mit Migrationshintergrund, die im Zuge von Krieg, Vertreibung, religiöser Andersartigkeit ihre Herkunftsländer verlassen und sich auf der Suche nach einer Ersatzheimat und dem Frieden begeben. Sie sind Wanderer und Gescheiterte, Menschen, die in Zeiten erhöhter Flüchtlings- und Migrationsbewegungen nach weiblichen und männlichen Überlebens- und Identitätsentwürfen suchen, unterschiedliche Identitätskonstrukte erproben, nationale, kulturelle und Ich-Grenzen überschreiten. Sie finden ihren persönlichen Entfaltungsraum, jene „Zwischen-Identität" in dem von Homi Bhaba in der **Verortung der Kultur** theoretisierten dritten-Ort, zwischen Kulturen und Ländern (Bhaba 2011: 27).

Der in 14 Kapitel eingeteilte Roman **Tauben fliegen auf**, die mit einem kurzen Titel versehen sind, pendelt kapitelweise zwischen dem Zuhause, der Schweiz, der aus der Vojvodina ausgereisten ungarischen Familie Kocsis und der eigentlichen Heimat, zwischen Kulturen und Ländern, zwischen Gestern und Heute. Zahlreiche Rückblenden unterbrechen den chronologischen Handlungsverlauf und bieten Einblick in die Kindheit, in die Vereinsamung und Ausländerfeindlichkeit in der Schweiz, in die Ausbildung der Figuren und in ihren Freundeskreis. In den letzten zwei Kapiteln rückt nur die neue Heimat in den Vordergrund, was auf geschichtliche Vorgänge im Zusammenhang mit der Auflösung Jugoslawiens und auf die bewältigte Identitätskrise der jüngeren Generation zurückzuführen ist. Beide Erzählstränge sind eng miteinander verknüpft und im Wechsel von Vergangenem und Gegenwärtigem, von Wahrnehmungen und Reflexionen konstituiert sich der Lebensweg einer Migrantenfamilie auf dem Hintergrund der geschichtlichen Ereignisse nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Schweizer-Kapitel schreiten progressiv in der Gegenwart – wobei die Handlung im Jahr 1993 spielt – die über Serbien zunächst in der Vergangenheit, ab „Titos Sommer" (**T**: 5), dem Tod Titos 1980 bis zum Wendejahr 1989, das das Ableben der geliebten Großmutter markiert. Wenn zu Beginn aus der „Wir" Perspektive einer heilen Familie berichtet wird, wird diese zugunsten der Ich-Perspektive der heranwachsenden Ildikó, der älteren Tochter, aufgegeben, die mit präzisem Scharfsinn und hypertrophierter Sensibilität auf Außenereignisse und die Befindlichkeit der Familie

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

reagiert. Damit repräsentiert die Auswanderung eine zeitliche Kluft zwischen Ildikós Lebenswelten und sie beeinflusst ebenfalls ihr Erzählverhalten. Der Wechsel der Erzählperspektive thematisiert den Bruch, die Zäsur im Leben des jungen Mädchens, das eine Krise der Sinnsuche durchlebt. In ihren Darstellungen fehlen die Anführungsstriche, ihre Geschichte pendelt zwischen innerem Monolog und erlebter Rede und stellt eine Herausforderung für den Leser dar. Ildikós Leben ist geprägt von den Reibungsflächen migrantischer Identität, jener durch die Auswanderung bedingten Spaltung, der „kulturellen Differenz" (Bhabha 2011, VIII). Der Bruch ist ein doppelter, weil für sie der vertraute Boden auch durch den serbischen Krieg vernichtet wurde, wodurch auch die Rückkehr ins Land schwierig geworden ist. Fremd-Erfahrung und Mangel an zwischenmenschlicher Nähe verleiten zur Suche nach dem Ich und der Selbsterfahrung. Auf der Suche nach fehlenden Bezügen setzt sich Ildikó mit sich selbst auseinander und erfindet ihre Heimat in der Kindheit, im mittlerweile abhanden gekommenen Paradies.

Den Bedeutungen der verlorenen Heimat aus der Vojvodina, den Versuchen in der Ersatz-Heimat der Schweiz Fuß zu fassen, der Ausländerfremdheit als Angst vor der Bedrohung des Eigenen durch das Fremde, den zwei lebensweltlichen Attitüden im Umgang mit Fremdheit geht dieser Beitrag nach, wobei auch Elemente des Sprachlichen als identitätsstiftendes Kriterium mitberücksichtigt werden. Die sprachlichen Hindernisse, die durch den Landwechsel bedingt sind, die Anpassungsversuche, die Suche nach einer Ersatzheimat in der Fremde, die hybride Existenz zwischen zwei Kulturen und der Assimilierungsversuch der Familie werden dabei anhand generationsspezifischer Kontraste thematisiert.

Wenn die kindliche Welt und die ungarischen Wurzeln in Serbien ausgekundschaftet werden, wird diese Welt mittels Auto als Symbol der westlichen Zivilisation erreicht; wenn die Schweiz und ihre Ausländerfeindlichkeit thematisiert wird, spielt das Kaffeehaus als Ort, in dem Einheimische auf Fremde treffen, eine Rolle. Immer prüft die Familie im Fahren und aus dem Auto heraus, das auch ein transitorisches Refugium und den Nicht-Angekommenen eine illusorische Bleibe verheißt, ob sich etwas verändert hat, „ob alles noch so ist wie im letzten Sommer und all die Jahre zuvor (**T**: 5). Zum Ort seiner mehrfach gespaltenen Identität wird ihm das Unterwegssein, sowohl im Auto wie

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

auch mental. Das Reisen potenziert die Nicht-Zugehörigkeit zur Wahlheimat, aus der der Vater Insignien des westlichen Wohlstands präsentiert, um so sein illusorisches Ankommen im Westen zu zelebrieren, seinen angeblichen Wohlstand in einer archaisch empfundenen Gemeinschaft zu zeigen. Sein Chevrolet oder der Mercedes Benz gelten als Beweis einer florierenden Wirtschaft, doch in der Vojvodina zählen andere Werte, dort wird Wert auf Ess- und Trinkrituale gesetzt, auf die Familie.

2. Die verlorene Heimat

Vojvodina erscheint der Ich-Erzählerin wie ein Zufluchtsort. Packt sie ihre Koffer in der Schweiz, so wähnt sie sich wie „eine, die weggeht und nicht weiss, ob sie jemals zurück kommt und jedes Mal, wenn ich weggefahren bin, habe ich mein Zimmer peinlich genau aufgeräumt“ (**T**: 138). Die Reise nimmt die Konnotation der Heimreise an, der Suche nach dem abhanden gekommenen Ursprung. Was bedeutet nun die verlorene Welt der Heimat für die Protagonistin Ildikó, wenn wir bedenken, dass der Roman mit einer Reise ansetzt? Bietet sie die ersehnte Wärme für die verlorene Geborgenheit? Für die jugendliche Protagonistin Ildikó, die mittlerweile in der Schweiz lebt, die Sprache fließend beherrscht und Schweizerische Geschichte studiert – vielleicht ihre persönliche Herangehensweise, um Zugang zur neuen Heimat zu bekommen – ist Heimat an die Kindheit gebunden, an ihre Sozialisation, an bestimmte kulinarische Genüsse und auch an die identitätsstiftende ungarische Sprache. Das Bewusstsein der vertrauten Heimat ist stets auch an die Vorstellung der Verwandten, Mamika, Tante Icu und Onkel Piri, die Cousine Csilla, die Irre Julia, die als Geistesbeschränkte in allen interkulturellen Romanen Einzug findet, Freunde, der Anderen verbunden.

Zu Beginn der Handlung fährt Ildikó, deren Schwester Nomi, Mutter und Vater nach Hause in die Vojvodina. Familie Kocsis entstammt der ungarischen Minderheit in der serbischen Vojvodina und die Eltern sind als Migranten mit einem „Koffer und einem Wort“ (**T**: 46) in die Schweiz gezogen. Ihre Auswanderung beruht auf politischen Hintergründen, auf dem Wunsch auf ein selbst bestimmtes Leben in der Freiheit: Der Vater ist von den Traumata seiner Kindheit geprägt – der eigene Vater wird als politisches Opfer aller Systeme dargestellt, seien es

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

die Faschisten, die Partisanen, die Kommunisten, die ihn in ein Arbeitslager schicken und Hab und Gut enteignen, ihn moralisch zugrunde richten – und will seiner dreiköpfigen Familie im Westen ein besseres Leben bieten. Zunächst bleiben die Erzählerin Ildikó und ihre Schwester Nomi noch vier Jahre bei der Großmutter Mamika, einem Inbegriff der Heimat und der fehlenden Mutter, in der ungarischen Kleinstadt Senta aus der Vojvodina. Sie werden auf Wunsch der Eltern diesen Ort verlassen, wobei Anette Bühler-Dietrich zuzustimmen ist, wenn sie vermerkt, dass „die Geschichte des verlorenen Ortes eine der Identität [ist]“ (Bühler-Dietrich: 36) und konfrontieren sich mit der Sprachlosigkeit und dem Sprachverlust. 1973 holen die Eltern ihre beiden Töchter in die Schweiz und mit dem Weggang bricht die Welt der Töchter innerlich entzwei, weil sie sich damit von der Großmutter als Symbol der Heimat und der fehlenden Mutter trennen. Die Großmutter repräsentierte bis zu jenem Zeitpunkt stets „die Brücke zu den Eltern in der Schweiz“ (Kegelmann 2012: 11) und sie prägt auch die Wahrnehmung dieser für die Mädchen noch unbekannten Welt.

> *Svájcba*, hatten Sie manchmal gesagt, Vater und Mutter seien in der Schweiz, in einer besseren Welt. Und wissen Sie, wie ich mir diese bessere Welt vorgestellt habe? ‚besser‘ bedeutete für mich einfach ‚mehr‘. Mehr von allen guten Dingen, die ich kannte. (**T**: 173)

Aus ihrem vertrauten Umfeld herausgerissen kommen die beiden Schwestern in der Fremde an und müssen ihren Verlustschmerz demjenigen ihrer Eltern hintenanstellen. Der Wechsel von einem Land in das andere wird als traumatisch empfunden:

> Später, in den wenigen Momenten, wo es möglich gewesen wäre, über diesen plötzlichen Abbruch unseres bisherigen Lebens zu reden, war immer sofort klar, dass Vater und Mutter, im Zusammenhang mit unserer Heimat, die tieferen, schmerzhafteren Gefühle für sich beanspruchen durften. (**T**: 277)

Der Bruch ist ein doppelter, weil die Kocsis doppelt ausgegrenzt wurden, sie waren Teil einer ungarischen Minderheit in einem serbischen Dorf, wanderten dann in die Schweiz aus und wurden dort als Ausländer gebrandmarkt.

Heimat bedeutet für sie zurück zu familiären Anlässen, zu den verbindenden Festen, zu Hochzeiten und Totenfeiern. Sie bedingt die Zugehörigkeit zur Familie, zu territorialen und gemeinschaftlichen

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

Elementen, die auf dem Weg zu Hochzeitsfeiern nach Titos Tod oder auf dem Weg zum Friedhof relevant werden, wie auch zu emotionalen Aspekten, die durch den Essgeruch versinnbildlicht werden. Heimat kommt einer Vergewisserung gleich, dass sich nichts geändert hat, so als ob das Dorf im Zeichen des Stillstands stehen müsste. Bei jeder Rückkehr prüft Ildikó aufs Genaueste, ob alles beim Alten geblieben ist, denn „wenn ich an den frühesten Ort meiner Kindheit zurückkehre, nichts so sehr fürchte wie die Veränderung“ (**T**: 13), weil Veränderung mit der Angst gleichgesetzt wird, „als Fremde in dieser Welt dazustehen“ (**T**: 13), seine eigene Mitte verloren zu haben. Im Umgang mit der Welt der Kindheit, die von der Figur der Mamika, der Großmutter väterlicherseits dominiert ist, fällt der Gebrauch des Wortes Heimat auf, welche auf die Zugehörigkeit zum identitätsstiftenden Raum und zur Gemeinschaft verweist und emotional geladen ist. „Ich habe es niemandem gesagt, aber ich liebe diese Ebene […] und das ist der Schutz, den sie dir gewährt“ (**T**: 8). An diesem Ort hat das Mädchen das Dazugehören internalisiert, hier spendet der vertraute Raum Geborgenheit und Akzeptanz. Desto schmerzlicher wird der Riss von dieser Welt thematisiert, was sich stilistisch in den beiden Varianten, die im Zusammenhang mit der Ausreise präsentiert werden, reflektiert.[2] Die zwei Varianten der Auswanderung deuten auf eine Verwirrung, die die gesamte Migrationserfahrung anzuzweifeln scheint.

Im Zusammenhang mit dem vertrauten heimatlichen Boden, werden im Text zwei Auswanderungsmodelle opponiert: Dem aus politischen Gründen geflohenen Vater erscheint das Ewig-Bleibende Vojvodinaswie eine stillgestellte Welt, die mit „immer noch alles gleich“

[2] Es gibt zwei unterschiedlich voneinander abweichende Varianten der Auswanderung. In der ersten aus dem Kapitel „Juli“ wird auf die vorbereitende Phase des Weggehens hingewiesen. Der Abschied von der Irren Juli spielt beim Wegfahren eine wichtige Rolle, weil er in den beiden Versionen unterschiedlich beschrieben wird. In der ersten wird der Abschied ausführlich beschrieben, wobei im Auto auf Juli gewartet wird. Sie erzählen ihr, dass sie in die Schweiz fahren, antworten ihr aber nicht auf die Frage, wann sie aus der „Schaiz“ zurückkehren würden. Die Fehlaussprache wird der geistig Behinderten nicht übel genommen. In der zweiten Version der Abreise wird nicht auf Juli gewartet und die Entstellung „Schaiz“ wird der Mutter zugeschrieben. Aleksandra Hrkic notiert zu Recht, dass die Reise also in die Richtung eines Ortes geht, dessen Namen an die zukünftige „Scheiße“-Episode in den Toiletten des Cafés Mondial erinnert und sie sogar voraussagt. Die Migration erhalte damit schon bei der Abfahrt eine negative Konnotation (Hrkic 2012: 45 – 46).

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

(**T**: 5) taxiert wird. Die „Unebenheiten der Straße“ (**T**: 6), in denen bei Regen der Wagen stecken bleibt, ecken ihn an, wiewohl er zu Hause bei der Mutter um Jahre jünger wirkt, weil er wieder zurück zu seinem Ursprung kehren kann: „[U]nser Vater sah mit einem Mal um Jahre jünger aus, ein Junge, der mit der hellen Begeisterung eines Kindes seiner Mutter von seinen neuen Errungenschaft erzählt“ (**T**: 25). Damit zeigt der Text auf, dass der Vater trotz der materiellen Sicherheit des Westens ein Unangepasster geblieben ist, der anscheinend die Vorteile der Schweiz lobt, dort aber nie heimisch werden kann, weil ihm der Bezug zum Ort über das Sprachliche verwehrt wird, weil er dort keine Wurzeln schlagen kann. In der Vojvodina wird der Vater nicht müde, die Vorzüge der Schweiz zu loben: „dass in der Schweiz alles seine richtige Ordnung hat, da weiss man, wo die Straße anfängt, der Bürgersteig“ (**T**: 148). Während der vom System schikanierte, in der Liebe enttäuschte Mann, sich vom Wegfahren das Vergessen und den sicheren Ort gewonnen hat – zur Vergewisserung stellt er immer wieder die Reflexion „hat sich nichts verändert“ (**T**: 6) auf, die sowohl von Anerkennung als auch von Verachtung zeugt, denn der Fortschritt hat das Dorf nicht erreicht – ist das aus ihrem Milieu gerissene Mädchen Ildikó eine Entwurzelte, die von den Nachbarn in der Schweiz wegen ihrer Naturwüchsigkeit nicht toleriert wird. Deswegen identifiziert sich Ildikó zu Beginn mit dieser Welt, was ihre Formulierung „bei uns in unserer Heimat“ (**T**: 12) zum Ausdruck bringt. Überhaupt fällt die Bezeichnung „Heimat“ nur im Zusammenhang mit der verlorenen Welt der Kindheit auf. Dort verkörpert Mamika, die stets die besten Speisen zubereiten kann, die das Gefühl der Fürsorge vermittelt, die Heimat.Es ist AleksandraHrkic zuzustimmen, wenn sie auf den Unterschied zwischen ‚Heimat‘ und ‚Zuhause‘ verweist und unterstreicht, dass die Vojvodina als „mysteriöser Ort dargestellt [wird], der als Heimat verstanden wird, während die Schweiz als ‚Zuhause‘ definiert wird“ (Hrkic 2012: 59).

Die früh verlassene Heimat zugunsten des Wohlstandes, der aber eine tolerierte Existenz am Rande markiert, wo man sich jeden Tag das Dasein hart erkämpfen muss, wo man erfinderisch in der Wahl der Speisen zu sein hat, die sich in der Vojvodina so aus dem Stegreif erfinden, die durch ihren Reichtum und ihre Erfindergabe faszinieren. Die Umreißung der heimatlichen Sphäre vollzieht sich auch anhand der Essrituale, die auf einen deutlichen Unterschied zwischen dem Balkan und der Schweiz verweisen. Das Essen in der Heimat, Zuhause bei

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

Mamika gleicht einem üppigen Festmahl in der Familie, im Unterschied zu den Essgewohnheiten der Schweizer, die lieber im Café frühstücken. Freude und Geborgenheit kommen auf, wenn die Kocsis nach langer Fahrt endlich ankommen und mit gedecktem Tisch empfangen werden. Auch „Traubisoda", das als „Zaubergetränk unserer Heimat" (**T**: 15) gepriesen wird, scheint auf die Überlegenheit ihrer Heimat gegenüber der Schweiz zu verweisen. Die Mädchen überlegen, einige Fläschchen in die Schweiz mitzunehmen, „ein paar Fläschchen mit nach Hause, in die Schweiz, nehmen, um unseren Freundinnen zu zeigen, dass es bei uns, in unserer Heimat, etwas gibt, das unglaublich gut schmeckt […]" (**T**: 15). Des Öfteren werden die kulinarischen Exzesse in der Vojvodina gelobt, sei es die üppigen Mahlzeiten an den Hochzeiten oder die von Mamika schnell zubereiteten Speisen:

> Mamika, die Hühnergulasch mit Nockerln auftischt, Paniertes vom Schwein mit frittierten Kartoffeln und Kürbisgemüse, an der Sonne gesäuerte Gurken und Tomatensalat mit roten Zwiebeln, Mamika, die uns erlaubt, so viel Traubi wie wir wollen zu trinken. (**T**: 15)

Nadja Krakowski unterstreicht, dass durch das Essen und das Sprechen darüber ein Zugehörigkeitsgefühl geweckt werde, welches die Idee von Nähe und Heimat vermittle (Krakowski 2013: 8). An der üppigen Beschreibung der kulinarischen Exzesse wird die identitätsstiftende Funktion des Essens für Ildikó signalisiert. Anlässlich jedes Besuchs in der Heimat wird reichlich aufgetischt, sodass die Welt des Ostens als eine des Essens und Genießens präsentiert wird, verglichen mit der westlichen Welt, wo jeder schnell seinen Kaffee schlürft und Freunde bloß zu „Wienerli mit Kartoffelsalat" (**T**: 148) einlädt. Das Essen ist in der Vojvodina mit dem Wohlbefinden und der Geborgenheit in der Familie assoziiert, während man in der Schweiz zu beschäftigt ist, um gemeinsam zu essen.

Gerade in der Fremde akzentuiert sich das Gefühl der Heimat, der verloren gegangenen Bezüge, der erfinderischen und wohlschmeckenden Speisen. Wenn sich Miklos, der Vater der Protagonistin, in der Vojvodina als Apologet des Westens definiert, so identifiziert er sich in der schweizerischen Kleinstadt, in welcher er nach der knapp abgestimmten Schwarzenbach-Initiative als Tolerierter bleiben kann, mit der vojvodinischen Heimat, spricht „von den Errungenschaften unserer Kultur" (**T**: 148). Die abschätzigen Bemerkungen über den

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

„ausgehungerten Quark“ (**T**: 148), den Cervelat, die „Nationalwurst der Schweizer“ bestehend aus „viel viel Eis und Schwartenmagen“ (**T**: 148) sind Ausdruck einer „Hilflosigkeit gegenüber erlittenem Schmerz, Enttäuschungen, die sich hinter diesen Sprüchen verschanzen“ (**T**: 149), räsoniert Ildikó gegenüber Vaters Überlegenheitsgefühl gegenüber der ungarischen Esskultur. Im Gegenzug wird das einheimische Essen gepriesen:

> […] Vater, der doch keine Lust mehr hat, weiterzuspielen, weil er jetzt lieber schwärmen will von den Errungenschaften der eigenen Kultur, unser Quark ist doch der Quark der Superlative, körnig, aromatisch, unsere Paprikawürste, die sind weltberühmt, hört mal!, sogar amerikanische Filmstars essen unseren kolbász und wir Vojvodiner Ungarn sind ja noch viel gastfreundlicher als die Ungarn, die in Ungarn leben, unsere Sprache, die allen Studierten immer noch ein Rätsel ist. (**T**: 148-149)

Die Wahl des Possessivpronomens „unsere“ bezeugt eine deutliche Zugehörigkeit zu einem gewissen Raum und einer Kultur. Gleichzeitig klingt ein Überlegenheitsgefühl auch gegenüber den Ungarn, wobei das Essen das Gefühl von Heimat und Familie vermittelt, das durch die Migration zerstört wurde.

3. Der Riss aus dem Vertrauten

Diese vertraute Welt ist mit der Auswanderung der Kinder in die Schweiz endgültig verloren, weil der „Landwechsel der Protagonistin gleichermaßen mit Verheißungen wie Schmerzen“ (Kegelmann 2012: 9) einsetzt. Vergegenwärtigt werden die ersten Eindrücke in der fremden Welt der Schweiz, „dieses Ankommen im neuen Zuhause, die neue Wohnung [...] die Tür zu öffnen in eine völlig fremde Welt einzutreten“ (**T**: 283). Dass der Weggang aus der Vojvodina einem Verlust gleichkommt, unterstreicht die Tatsache, dass sich die Figur nicht an die ersten Tage in der Schweiz erinnert, wodurch auf das Trauma des Weggangs hingewiesen wird. Nahm Ildi die kindliche Welt der Heimat durch Sinneswahrnehmungen wahr, mal als Geräusch und mal als Geruch, so kommen die Wahrnehmungen in der Schweiz in den ersten Tagen abhanden. Es wird berichtet, dass sie sich in den ersten Tagen verirren, wobei das „Verirren“ symbolisch zu verstehen ist, denn für sie bricht die vertraute Welt aus den Fugen. Damit lässt sich das Fremdempfinden dem Zustand der Verlorenheit assoziieren. Kurz

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

nachdem Ildikó und Nomi ihren Eltern hinterher gezogen sind, ruft ihnen ein Nachbar auf der Straße hinterher: „Seit ihr hier seid, ist alles verludert!“(**T**: 124), worauf Ildikó in Tränen ausbricht. Auch die Wegfahrt der Oma, welche die Kinder in die Schweiz begleitet hatte, wird als völliger Schmerz wahrgenommen, „wie wenn meine ganze bisherige Welt von mir weggefahren würde“ (**T**: 176), wodurch der Abschied von der Oma einer Trennung vom heimatlichen Boden gleichkommt. Damit ist auch der Verlust der ungarischen Sprache verbunden, der untrennbar mir ihrer Herkunft und der Großmutter in der Vojvodina steht. Indem Mamika im Wendejahr 1989 stirbt, noch bevor der Krieg anfängt, geht der persönliche Verlust der Heimat der politischen Trennung voraus (Bühler-Dietrich 2012: 39). Wenn sich die Jugendliche später gegen die Familie auflehnt, erscheint ihr als letztes Refugium die kindliche Welt, deren Inbegriff Mamika darstellt.

In der Schweiz wird das Mädchen mit derSprachlosigkeit, dem Verzicht auf die ungarische Sprache und mit der Notwendigkeit der Erlernung der deutschen Sprache, mit der Suche nach Identität und Verankerungspunkten konfrontiert. Bezeichnenderweise lernt Ildikó gerade jene Wörter kennen, die auf ihren transitorischen Zustand verweisen, wie „Ausweis, Niederlassung, Wartefrist“ (**T**: 47). Die Familie spricht untereinander Ungarisch, die Eltern bestehen nur unter Schwierigkeiten die Einwanderungsprüfungen beim zweiten Anlauf und sie fallen immer wieder in das vertraute Ungarisch zurück. Das Mädchen macht die Beobachtung, dass ihre Eltern wie ausgewechselt scheinen, sobald sie in das vertraute Ungarisch hinüberwechseln. Vater bringt seine Flüche auf Ungarisch zum Ausdruck, „um zu verhindern, dass seine Muttersprache auskühlt, sobald das Fluchen noch fliesst, können die geliebten Wörter doch unmöglich aussterben, oder?“ (**T**: 165).

4. Das Leben in der Fremde

1993 bildet „das zeitliche Rückgrat des Romans“ (Birrer 2015) und die Familie scheint endgültig angekommen zu sein. Nach vielen „gesichtslose[n] Tage[n]“ (**T**: 298) mit unterschiedlichen Einnahmequellen, dem Verrichten der schwierigsten Arbeiten für geringe Entgeltung, nachdem sie jahrelang eine Wäscherei geführt haben und auch die schweizerische Staatsangehörigkeit besitzen, darf die Familie das Café Mondial in zentraler Lage am Züricher See übernehmen. Der Name ist

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

symbolisch zu verstehen, er bezieht sich auf eine Welt im Kleinen, in welcher die alltäglichen Diskussionen auf die Wundstellen der schweizerischen Gesellschaft hinweisen. Dort treffe Schweizer auf Fremde, Fremdenhass auf Anpassungsversuche. Vater und Mutter der Ich-Erzählerin haben alle Demütigungen in Kauf genommen, stillschweigend schwere Arbeiten angenommen und wollten so gut wie möglich nicht auffallen. Ihre Lebensphilosophie beruhte auf harter Arbeit und Assimilationszwang. „Wir haben hier noch kein menschliches Schicksal, das müssen wir uns erst noch erarbeiten“ (**T**: 85) sind die Worte der duldsamen Mutter, die auf den zählen Kampf des Anpassens hinweisen. Für sie ist das Sich-Ducken und die Anpassung bis zur Verleugnung der kollektiven Identität zur Lebensphilosophie geworden, um den Schein des Dazugehörens zu erwecken: „Wir müssen den Leuten zeigen, wir sind *Individien* und irgendwann werden sie uns nicht mehr bemerken, dann sind wir Luft für sie, das ist am besten […]wir haben keine eigene Meinung“ (**T**: 151). Nicht aufzufallen ist Pflicht, wenn man als Fremde nicht befremden will, ist die Leitidee der Eltern. Zu diesem Zweck wird das Eigene unterdrückt, Dialoge im Ungarischen und Serbischen sind im Caféunterlassen, wie es auch verboten ist, politische Themen anzugehen. Als Aushilfe im Café will die Familie keine Flüchtlinge anstellen, sondern nur echte Schweizer. Deswegen ist der These von Iris Radisch nicht zuzustimmen, dass es sich um eine „geglückte[...] Immigration durch Überanpassung, rastloses Putzen, fleißiges Backen“ (Radisch 2015) handele. Vielmehr handelt es sich um eine erzwungene Anpassung und Entfremdung in der zweiten Generation der Töchter. Der durch den Kauf des Cafés neu erworbene gesellschaftliche Status erregt die Ausländerfeindlichkeit der uransässigen Bewohner. Die eine Serviertochter Anita behauptet zynisch, wobei sie auf angebliche Vorzüge des Asylanten-Schicksals verweist: „Ich wäre auch gerne ein Asylant, fünf Franken am Tag, Ildi, damit lässt es sich doch leben, oder?“ (**T**: 63). Die Gebrüder Schärer verleumden die Familie und streuen üble Gerüchte, dass sie die ehemaligen Inhaber mittels Schmiergelder bestochen hätten.

Nach dem Beginn des Jugoslawien-Kriegs, der jede Heimreise vereitelt, wird das Café Mondial zum Schmelztiegel der Diskussionen über Ausländer und den Balkan. Der Krieg erreicht auch Familie Kocsis, da Verwandten zwangsrekrutiert wurden, andere nach Ungarn geflohen sind. Dabei zeigt der Roman in kurzen Sequenzen Einblicke aus dem

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

Leben von Dalibor, einem „Flüchter“ (**T**: 185) aus Dubrovnik, man erfährt über das Leid von Dragana, der bosnischen Serbin aus Sarajewo, die als Hilfsköchin im *Mondial* arbeitet, oder Glorija, der Kroatin, die als Serviertochter dient. Es sind durch den Krieg zerstörte Biografien, Protagonisten, die gezwungen wurden, zu fliehen und sich in einem fremden Land sowohl sprachlich als auch kulturell bewähren mussten.

Ildikó, die trotz ihrer Kindheit in der Schweiz noch immer nicht als Dazugehörende empfunden wird, und die Fräulein-Rolle im Café übernommen hat, wird aufgefordert etwas „über die Verhältnisse in ihrem Land“ (**T**: 240) preiszugeben. Damit wird sie nicht als Einheimische erkannt, sondern auf ihre fremden Wurzeln angesprochen. Nuanciert wird ihre Position in der schweizerischen Gesellschaft in einem Dialog mit Herrn Pfister, einem gebürtigen Schweizer, dargestellt. Ildikó beugt sich unter dem Tisch, um den Schuh einer Kundin aufzufischen und wird in diesem Moment vom Herrn Pfister angesprochen, der sich zu ihr hinunterbeugt. Er spricht nicht auf Augenhöhe mit ihr, sie ist die Unterlegene, die sozial Schwächere, die sich auf der gleichen Ebene mit seinem Hund situiert:

> Wahrscheinlich, weil Herr Pfister sich ein bisschen bückt, unter die Sitzbank schaut, zu mir und zu seinem Hund sagt, ich bin ja selbst Arbeitgeber, ich weiss ja, dass der Schweizer heute andere Ansprüche hat, und dann, wenn die Schweizer erst mal weg sind, muss man sich mit Albanern oder sonstigen Balkanesern zufrieden geben […] bei Ihnen, das ist ja etwas anderes, Sie sindschon eingebürgert und kennen die Sitten und Gepflogenheiten unseres Landes, aber die, die seit den 90er kommen, das ist ja rohes Material. (**T**: 108)

Anscheinend zählt Herr Pfister Ildikó nicht zu den „Rohlingen“ und glaubt sie sei integriert, dennoch ist ihre Position nicht gleichrangig im Vergleich zu seiner. Die junge Frau steht dazwischen, gehört wederzu den Ausländern noch zu den Schweizern, sondern eher zu den Hunden.Das Gefühl des Fremdseins, des Sich-Fremdseins ist für Ildikó der Ansporn zu einer neuen Verortung ihrer selbst.

Der Standpunkt Herrn Pfisters im Zusammenhang mit den Ausländern und dem Jugoslawien-Krieg steht stellvertretend für die schweizerische Gesellschaft, zumal er den Balkan als „eine einzige Krise“ (**T**: 237) betrachtet, die Bewohner abschätzig als „Balkanesen“ (**T**: 108) und „kriegerische Meute“ (**T**: 105) bezeichnet, weil „der *homo balcanicus* die Aufklärung einfach noch nicht durchgemacht“ (**T**: 108) hätte. Auch der ebenfalls eingewanderte Italiener Tognoni, der wegen

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

seiner unternehmerischen Fähigkeiten als Assimilierter gilt, in der Schweizerischen Volkspartei tätig ist, was nicht zuletzt auf sein akzentfreies Deutsch zurückzuführen ist, ist der Meinung, dass auch der Balkan vor der Schweiz nicht haltmachen werde und dass fortan ein Kebab-Stand in der Gemeinde auftauchen würde. Aus den Gesprächen wird ersichtlich, wie geringe Kenntnisse die Schweizer über den angeblich rückständigen Balkan haben, sie kennen keine ethnischen Unterschiede[3], sprechen alle mit „Jugos" (**T**: 226) an, wodurch indirekt Kritik an dem Gastarbeiterland geübt wird. Die Gespräche der Cafébesucher illustrieren, dass nationale Kategorien für die Schweizer Einheimischen keine Rolle spielen und dass sie den kulturellen Raum ‚Balkan' mit der Nation ‚Jugoslawien' gleichsetzen. Die Dämonisierung des Anderen ist auch bei anderen Bewohnern festzustellen und in scharfsichtig kritischen Passagen dokumentiert der Roman den Hass auf Andere.

Die Bloßstellung aufgrund ethnischer Kategorien erfolgt nicht nur durch balkanische Fremdzuschreibungen, sie macht auch vor konkret rassistischen Übergriffen nicht halt. Ausländerfeindlich und neidisch sind die Gebrüder Schärer, die ihrem Hass auf Fremde bis ins Extreme gehen und die Toilette mit Fäkalien verunreinigen. Obwohl es im Text offen bleibt, wer diese unzivilisierte Geste vollbracht hat, deutet alles darauf hin, dass die Tat als Rache der Schärer gegen die Familie geplant war. Verwiesen wird im Text auf das „Lauern der Gebrüder Schärer, die ausdauernd und präzise auf den richtigen Moment warten, um uns, in ihrem Neid, einen bleibenden Denkzettel zu verpassen" (**T**: 244). In ironischer Brechung werden sie zu dem „rohen Material", vor dem Herr Pfister warnte. Damit wird ersichtlich, dass hinter der Fassade der Wohlanständigkeit der schweizerischen Gesellschaft, das „Wohlanständige, Kontrollierte, Höfliche eine Maske" (**T**: 283) darstellt, hinter der Ausländerfeindlichkeit, Biederkeit, der Hass gegen das Fremde und die Lobhudelei des Eigenen vorherrschen.

Die Szene mit der verschmierten Toilette in dem Kapitel *Hände in der Luft*, wodurch in übertragener Bedeutung auf die Position Ildikós

[3] Der Vater ist empört, als er von einem Schweizer gefragt wird, ob sie denn alle „Jugos" seien: „Meili von der Gemeinde hat mich heute Nachmittag gefragt, ob wir denn alle Jugos seien, und ich musst dem Meili erklären, dass wir Ungarn sind, warum weiß der Meili das nicht? Könnt ihr da vorne eigentlich den Gästen nicht erklären, was der Unterschied ist zwischen Slawen und Ungarn?" (**T**: 226).

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

im Schwebezustand, auf der Schwelle zwischen Hier und Dort hingewiesen wird, bringt für sie das Fass zum Überlaufen. Während die Eltern versuchen, über Anfeindungen hinwegzusehen und sie abzutun, will Ildikó darüber reden. Sie sucht die Konfrontation mit ihren Eltern, weil sie nicht mehr alles so akzeptieren will. Ildikó versucht, sich neu zu etablieren und ihren Platz zwischen den Eltern, der Schweiz und der Vojvodina in Anspruch zu nehmen.

Die Gespaltenheit der Familie verweist auf generationsbedingte Differenzen und unterschiedliche Positionen im Migranten-Status. Mutter und Vater, die mit Entwürdigungen und schwierigsten Arbeiten fertig werden müssen und sich mit dem Satz hinwegtrösten, „ihr sollt es einmal besser haben als wir, wir arbeiten nur für euch“ (**T**: 294) vertreten das Vertuschen und Hinwegsehen, das Mädchen ist dafür, eine Anzeige gegen unbekannt zu erstatten. Sie scheinen mit der Übernahme des Cafés trotz sprachlicher Hindernisse, trotz Entwürdigungen in der Schweiz angekommen zu sein.

Ildikó und Nomi vertreten einen anderen Standpunkt als die Eltern. Nach der Arbeit suchen sie nach „einem Widerhall ihrer Identität in der Alternativszene, suchen das Gleichgewicht zwischen ihrer familiärer Tradition und der Überall-und-nirgends-Existenz als Secondas“, wie es treffend Sibylle Birrer vermerkt (Birrer 2015). Während die junge Frau durch das Studium der Schweizerischen Geschichte einen Verankerungspunkt sucht, beweist sie aber nach der mit Fäkalien beschmutzen Toiletten-Episode, dass die vorgetäuschte Adaption der Eltern sie angewidert hat. Auch der Versuch, Anschluss an die schweizerische Jugendszene im Café Wolgroth zu finden, einem „Ort, wo es keine Grenzen gibt, da ist alles erlaubt, alles, was einem anderen nicht weh tut“ (**T**: 134) scheitert, da sich die junge Frau an diesem Ort fehl am Platz empfindet. Selbst die Suche nach Verankerung und das Heimisch-Werden in der Liebe bringen sie zurück nach Serbien. Vermag der schweizerische Student Mark ihre Sehnsüchte nicht zu erfüllen, so gelingt ihr erst mit dem aus Jugoslawien geflüchteten Serben Dalibor, mit dem sie sich in einem Sprachgemisch aus Englisch, Serbokroatisch verständigt, die Kommunikation. Mit ihm unterhält sie sich über Themen, die sie mit niemandem in der Schweiz anschneiden konnte, „ein zerfleddertes Wörterbuch zwischen uns, das uns verbindet […]“ (**T**: 184). Mit ihm gelingt die Überwindung der Sprachgrenzen in einer Liebesbeziehung: „wir küssen uns mehrsprachig, ich habe mich in

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

dich verliebt, auf Ungarisch, Deutsch, Serbokroatisch, Englisch“ (**T**: 198).

Auf die Frage eines Cousins, ob sie verliebt sei, antwortet Ildikó mit einem Sprachgemisch aus Ungarisch und Deutsch: „*szerelmes*, ja bis über beide Ohren, sagt Nomi, *szerelmet, füstöt, köhögést nem lehet eltitkolni*, Liebe, Rauch und Husten könne man nicht verheimlichen (**T**: 203). Damit deutet der Text an, dass trotz ausgezeichneter Deutschkenntnisse der zweiten eingewanderten Generation, Ildikó „ein Bereich zwischen den Sprachen bleibt, der unübersetzbar ist“ (Kegelmann 2012: 17). Aber auch diese Liebesbeziehung ist eine gescheiterte, weil Dalibor zurück in die Heimat flieht. Ildikós flüchtige Beziehungen, die sie nicht auf Dauer behalten kann, zeugen von ihrer Unmöglichkeit, sich an jemanden zu binden, weil sie doch noch ein Leben als Reisende zwischen Ländern und Kulturen führt.

Fremd-Erfahrung und Mangel an zwischenmenschlicher Nähe in der Schweiz verleiten Ildikó zur Suche nach dem Ich und der Selbsterfahrung. Auf der Suche nach Nähe und nach den fehlenden Bezügen setzt sie sich mit sich auseinander und erfindet ihre Heimat in der Kindheit, im mittlerweile abhanden gekommenen Paradies. Dafür muss sie sich aber von ihren Eltern trennen und an einem anderen Ort, zu sich selbst finden. Sie muss die Welt des Cafés hinter sich lassen, um in der Schweiz anzukommen. Dieser Ort entspricht dem „dritten Ort“ Homi Bhabas, dem rettenden Dazwischen. Hier erobert sich Ildikó eine Art hybriden Zwischenraum, an welchem sie das Gleichgewicht zwischen eigener und fremder Kultur ausleben kann.

Während zu Beginn des Romans Ildikós emotionale Nähe zur Vojvodina deutlich hervorgehoben wird, ändert sich ihr Bezug zu Heimat und Fremde im Handlungsverlauf des Buches. Anfänglich reflektiert sie sich in einer Außensicht, doch in dieser Distanz findet sie zu sich selbst. Sie fühlt sich nur an den Orten geborgen, die nur für den Durchgang geeignet sind und nicht zum Bleiben einladen[4], jene „Nicht-Orte“ (Augé

[4] Vergleiche dazu die Vorliebe Ildikós für transitorische Orte, wo sich die Menschen nur zufällig treffen und wieder in die Anonymität untertauchen, dem Café Wolgrath, der ihr aber nicht die gesuchte Nähe vermittelt, dem Cafe und dem Bahnhof. An ihrem Lieblingscafé fasziniert sie, dass „man die Stadt sieht, die Gleise, wo ich gern sitze, um die ein- und ausfahrenden Züge zu beobachten“ (**T**: 136). Es zieht sie also zu diesem transitorischen Ort als Pendant zur Hektik bei der Arbeit mit den Kunden. Der Bahnhof ist aber doppelt konnotiert. Sie ist von einem Bahnhof aus der Vojvodina wegrissen, wurde damit ihrer Welt entrissen und ist mit dem Zug in die Schweiz gefahren. In der

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

1994), Räume, die „keine Identität besitz[en] und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen [lassen] […] Die Übermoderne „[...] [bringt Orte hervor], also Räume, die selbst keine anthropologischen Orte sind [...]" (Augé 1994: 92). Ildikó gelingt es am Ende, ihr neues Leben selbst in die Hand zu nehmen, wodurch aufgezeigt wird, dass die zweite eingewanderte Generation in der Fremde eine Bleibe finden kann. Hier wird zwar ihre Identität noch immer maßgeschneidert, denn die Hausverwalterin verpfuscht ihren ungarischen Namen zu „Frau Kotschi" und verleiht ihr damit eine deutsche Identität. Dafür hat sie aber eine kleine Wohnung, die sie allmählich einrichten möchte und ohne Gardinen belässt, in der sie offen für äußere Einflüsse ist, gleichzeitig aber ihre ungarische Identität ausleben kann. Sie bewohnt aber eine Bleibe, die einer provisorischen Existenz gleichkommt, da sich die Wohnung an einem transitorischen Punkt der Stadt befindet. Obzwar der Text durchblicken lässt, dass die Protagonistin in der Schweiz bleiben wird, weil der Krieg eine Rückkehr unmöglich macht, entscheidet sie sich für eine hybride Identität, wofür Homi Bhaba das Motiv des Treppenhauses prägt, „als Schwellenraum zwischen den Identitätsbestimmungen"(Bhaba 2010: 5):

> Das Hin und Her des Treppenhauses, die Bewegung und der Übergang in der Zeit, die es gestattet, verhindern, dass sich die Identitäten an seinem oberen oder unteren Ende zu ursprünglichen Polaritäten festsetzen. Dieser zwischenräumliche Übergang zwischen festen Identifikationen eröffnet die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene oder verordnete Hierarchie gibt. (Bhaba 2010: 5)

Diese hybride Identität wird zum Markenzeichen Ildikós, die sich in ihrem Zwischenreich einigelt, sich aber zu ihrem Eigenen bekennt, zu Allerheiligen zum Beispiel ihrer ungarischen Wurzeln gedenkt und sich kulinarisch an die Essgewohnheiten ihrer Heimat anlehnt[5]. Sie wird zum

---

Schweiz ist ihre Erinnerung abgebrochen. So kann die Rückkehr zum Bahnhof auch als Erinnerungsversuch gedeutet werden.

[5] Sie beschreibt gegen Ende des Buches, nachdem sie eine eigene Wohnung hat, dass sie sich ein Butterbrot mit Salz und Paprika bestreut und so einfach wie in der Vojvodina isst. Im Café hatte sie sich vor der Schweizerischen „Ochsenschwanzsuppe" (**T**: 49), die ihr „ungenießbar" (**T**: 49) vorkam, angeekelt. Wie stark durch unterschiedliche Essgewohnheiten eine Abgrenzung stattfinden kann, zeigt eine Szene am Ende des Romans. Ildikó hat in der Schweiz bereits ein eigenes Zuhause gefunden und ihre Nachbarin Frau Gründer sieht in ihr eine Tratsch-Verbündete: „Ganz allgemein

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

Inbegriff einer „patchwork-Identität“, jenem „bunten Fleckerlteppich“ (Keupp 2005: 36) aus Mitgebrachtem und Neu-Erworbenen. Während zu Beginn die emotionale Nähe zur Vojvodina ausschließlich gewirkt hatte, ändert sich damit ihr Bezug zur Heimat und Fremde im Laufe der Zeit. Im Zusammenhang mit ihrer gebrochenen Identität fällt im Roman der Gebrauch des Substantivs „Mischwesen“ auf: Die Worte gehen auf Ildikós Schwester, Nomi, zurück, welche damit ein Emigrantenschicksal umreißt und auf die Unbehaustheit in beiden Welten verweist. Sieht Nomi einen Vorteil darin, in verschiedenen Welten beheimatet zu sein, bereitet Ildikó „die Trennung in einem ‚Ich‘ und einer ‚Andere[n]‘ (Kazmierczak 2012: 25) Mühe, wie es aus der gebrochenen Erzählhaltung ersichtlich ist. Für sie stellen die Sprache einer Nation, der kindliche Ort und die eigene Geschichte wichtige Facetten der eigenen Identität dar, ohne dass sie aber das Andere ablehnt (vgl. Kazmierczak 2012: 26).

> Das typische Emigrantenschicksal, für die Zukunft sparen und dann in der alten Heimat unglücklich sein?, nein […] [W]ir sind Mischwesen und die seien tendenziell glücklicher, deshalb, weil sie in mehreren Welten zu Hause seien, sich wo auch immer zu Hause fühlten, sich aber nirgendwo zu Hause fühlen müssten. (T: 160)

Obwohl diese Aussage darauf verweist, dass einem das Glück bei der Rückkehr ins Heimatland verwehrt ist, öffnet es zugleich die Möglichkeit, sich an unterschiedlichen Orten geborgen zu fühlen, die eigene Heimat je nach Wunsch zu wählen und zu gestalten. Zugleich wird an die „Mischlinge“ von Wolfgang Welsch angeknüpft, die „in ihrer kulturellen Formation durch mehrere kulturelle Herkünfte und Verbindungen bestimmt werden. Wir sind kulturelle Mischlinge. Die kulturelle Individualität der heutigen Individuen ist eine patchwork-Identität“ (Welsch 2009: 4). So gesehen kann Ildis Heimat nicht genau lokalisiert werden, sie ist eine hybride Mischung von unterschiedlichen Gefühlen, Menschen und Gegenständen, sie ist eine Melange aus den Überbringsel der Vojvodina, aber auch aus Elementen der Schweiz.

---

gäbe es bald keine Mieter mehr, die wüssten, was Hacktätschli und Wurschtweggeheisst, nicht, dass sie etwas gegen Tschewaptschitschi oder Börek habe“ (**T**: 306). So wird subtil durch nationale Speisen latente Ausländerfeindlichkeit angedeutet, die Ablehnung des Anderen und Fremden wird über das Kulinarische thematisiert.

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

Die Metapher der fliegenden Taube, welche die Verbindung zur vertrauten kindlichen Welt schlägt und als Brücke zwischen den Sprachwelten dient, lässt sich auf die bewegte Lage Ildikós in der Schweiz zurückführen, die als hybrides Wesen „Mischwesen" überall und nirgends beheimatet ist: „und ich sah uns übergross, ich, eine aufgeregte Taube, von menschlichen Schritten aufgescheucht" (**T**: 145). Nadj Abonji gelingt in der Titelmetapher gleichzeitig eine Überwindung der Sprachgrenzen, denn das Motiv der Taube entstammt einem Lied, das die Großmutter Ildikó in der Kindheit vorgesungen hatte (vgl. Kegelmann 2012: 20) „Von meiner Großmutter habe ich das Herz einer Taube" (**T**: 152). Wie der Frieden und Hoffnung spendenden Taube gelingt Ildikó der Durchbruch aus „diesem halbierten Leben" (**T**: 294) zu einer „multikulturellen amorphen Identität" (Birrer 2015: 17). Damit wird der Auswandererroman am Ende zu einem Entwicklungsroman, denn die junge Frau befreit sich aus familiärer Hörigkeit und findet zu einer persönlichen Identität.

Literatur

Augé, Marc (1994): **Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit**, Frankfurt / Main: Fischer.

Bhabha, Homi (2011): **Die Verortung der Kultur**, Tübingen: Stauffenburg.

Bühler-Dietrich, Annette (2012): *Verlusterfahrungen in den Romanen von Melinda Nadj Abonji und Saša Stanišić*. In: **Littérature interculturelle de langue allemande. Un vent nouveau venu de l'Est et du Sud-Est de l'Europe**. **Germanica**, 5 / 2012, 35 – 46.

Kazmierczak, Madlen (2012): *Nation als Identitätskarte? Zur literarischen Auseinandersetzung mit ‚Nation' und ‚Geschichte' bei Marica Bozdrozic und Melinda Nadj Abonji.* In: **Littérature interculturelle de langue allemande. Un vent nouveau venu de l'Est et du Sud-Est de l'Europe**. **Germanica**, 5 / 2012, 21 – 33.

Kegelmann, René (2012): *„Wenn nämlich bereits ein Wort keine Entsprechung findet, wie soll dann ein halbes Leben in der neuen Sprache erzählt werden?"Zur Prosa Melinda Nadj Abonji*. In: **Littérature interculturelle de langue allemande. Un vent nouveau venu de l'Est et du Sud-Est de l'Europe**. **Germanica**, 5 / 2012, 9 – 20.

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)

Krakowski, Nadja (2013): **Heimat und Fremde in Melinda Nadj Abonjis „Tauben fliegen auf**“, München: Grin.
Nadj Abonji, Melinda (2017): **Tauben fliegen auf** (**T**), Salzburg / Wien: Jung und Jung.
Rothenbühler, Daniel: *„Im Fremdsein vertraut.“ Zur Literatur der zweiten Generation von Einwanderern in der deutschsprachigen Schweiz: Francesco Micieli, Franco Supino, Aglaja Veteranyi*. In: Schenk, Klaus / Todorow, Almut / Tvrdik, Milan (Hrsg.) (2004): **Schreibweisen einer interkulturellen Moderne**, Tübingen: Francke, 51 – 79.
Welsch, Wolfgang (2009): *„Was ist eigentlich Transkulturalität?“* In: **Hochschule als transkultureller Raum. Beiträge zu Kultur, Bildung und Differenz**, hrsg von Lucyna Darowska und Claudia Machold, Bielefeld: transcript, 1 – 16.

Internetquellen

Birrer, Sibylle: *Melinda Nadj Abonjis Roman „Tauben fliegen auf“ erzählt von doppelter Fremdheit: Zärtlichkeit und Wut*. In: **NZZ**, 2. 10. 2010 http://www.nzz.ch/zaertlichkeit-und-wut-1.7776185 [06.09.2015].
Hrkic, Aleksandra (2012): *Die Emanzipation der Migrantin in Melinda Nadj Abojis Roman Tauben fliegen auf. Befreiung aus Zeit, Raum und Gesellschaft in der transkulturellen Migrationserfahrung*. In: https://lib.ugent.be/fulltxt/RUG01/001/891/497/RUG01-001891497_2012_0001_AC.pdf [16.09.2018].
Radisch, Iris: *Neue Heimat, weiblich. Gut für Deutschland: Der Immigrationsroman erweitert unsere literarische Vorstellungskraft*. In **Die Zeit**, 5.10.2010 http://www.zeit.de/2010/40/L-Bronsky-Abonji [06.09.2015].
Blum-Barth, Natalia: *Transkulturalität, Hybridität, Mehrsprachigkeit. Von der Vision zur Revision eines Forschungstrends*. In: http://www.gfl-journal.de/1-2016/blum-barth.pdf [15.09.2018].
Keupp, Johann: *Patchworkidentität –riskante Chancen bei prekären Ressourcen*. In: http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf [15.09.2018].

BDD-A29216 © 2018 Mirton Verlag
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-15 01:55:24 UTC)